

Online-Rezensionen zur Liberalismusforschung 1/2009

Wilfried Nippel: Johann Gustav Droysen. Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik

München: C. H. Beck-Verlag 2008, 445 S.

Jubiläen werden gern zum Anlaß öffentlicher Erinnerung genommen. Eine solche Gelegenheit nutzte der Münchener Beck-Verlag, um mit einer Biographie über Johann Gustav Droysen zu dessen 200. Geburtstag auf den Markt zu kommen. Als Autor wurde Wilfried Nippel verpflichtet, ein historiographiegeschichtlich erfahrener Althistoriker mit erprobter schwungvoller Feder. Nippel nähert sich seinem Thema anhand der gedruckt vorliegenden Korrespondenz sowie der wissenschaftlichen und politischen Schriften Droysens, zieht zeitgenössische Urteile von Freunden und Kollegen heran, unterläßt aber die Auswertung des reichlich vorhandenen Archivmaterials. Der Schwerpunkt der Studie liegt auf Droysens politischer Wirksamkeit in der Revolution von 1848 und im Nachmärz. Kindheit und Jugend, aber auch die Jahre als Berliner Ordinarius werden nur gestreift. Über den einflußreichen Althistoriker, den Übersetzer von Aischylos und Aristophanes oder den zwischen Kant und Hegel changierenden Methodologen moderner Geschichtswissenschaft erfährt der Leser wenig. Aber auch so glaubt Nippel zu einer schlüssigen Neudeutung Droysens vorgedrungen zu sein, die vom bisherigen Bild erheblich abweicht. Hier wird der Verfasser der „Historik“ nicht länger als eine maßgebliche Gestalt deutscher Geschichtswissenschaft vorgestellt und auch nicht als Liberaler gefeiert. Nippel hat dem wissenschaftlich, politisch und publizistisch Handelnden über die Schulter geschaut und ist zu einem ernüchternden Fazit gelangt: Droysen sei die eigene Karriere so wichtig gewesen wie die Beförderung des politischen Aufstiegs Preußens zur deutschen Hegemonialmacht. Zum Erreichen dieser Ziele sei dem glühend ehrgeizigen Historiker und „Berufspreußen“ (S. 54) jedes Mittel recht gewesen, Täuschung, List und Lüge inbegriffen.

Schon der junge Droysen faßte eine besondere Neigung für die „Sieger der Geschichte“ (S. 25), weshalb er sich für die Machtpolitiker Philipp und Alexander von Makedonien stärker interessierte als für die späte athenische Demokratie. Der Gedanke ‚ohne Macht kein Fortschritt‘ zählte zu seinen frühen Überzeugungen, zu dem er sich nicht nur in privaten Briefen, sondern auch in seinem historiographischen Werk bekannte. Der aufstrebende Altphilologe warf sich in jenen Jahren mit aller Energie in den Beruf. Er unterrichtete mehr als zwanzig Wochenstunden als Lehrer an einem renommierten Berliner Gymnasium, hielt daneben Vorlesungen an der Universität und verbrachte die Abendstunden zumeist am Schreibtisch. Über eine „titaniische Arbeitskraft“ (S. 19) verfügend schrieb sich Droysen als Gelehrter rasch nach vorn und war außerdem durch lebendigen Unterricht bei Schülern und Studenten beliebt. Die Symbiose von Wissenschaft und Politik kam in seinen Studien zur griechischen Antike zum Ausdruck, indem er die staatstragende Funktion des makedonischen Militärstaats herausstrich und den Epochengriff Hellenismus prägte. In seiner knapp bemessenen freien Zeit zählte er zu den gern gesesehenen Gästen im Hause Mendelssohn-Bartholdy, verfaßte Gedichte und schrieb Musikkritiken. Nach Stationen als Professor für Geschichte an den Universitäten Kiel und Jena wurde er 1859 an die Berliner Wilhelms-Universität berufen.

Droysen gab einzig Preußen eine Chance, die ersehnte deutsche Einheit zu verwirklichen. Als Abgeordneter Schleswig-Holsteins und Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung warb er darum vehement für eine führende Stellung des Königreichs im Gefüge eines kleindeutschen Nationalstaats. Er zog die politische Arbeit in den Ausschüssen den öffentlichen Parlamentsdebatten vor, weil er hoffte, „im kleinen Kreise mehr zu nützen“ (S. 112). Die deutsche Einheit als großes Ziel vor Augen, wollte es Droysen mit den sonstigen Forderungen liberaler Politik nicht so genau nehmen, zumal sich in ihm die Meinung verfestigte, daß sich ohne politische Macht weder Einheit noch Freiheit verwirklichen ließen. Mit dem Scheitern der Revolution folgte sein Rückzug aus der aktiven Politik, um fortan ‚Preußens Beruf‘ historiographisch den Weg zu ebnen. Im Werk des Historikers wurden der Aufstieg Brandenburg-Preußens und der deutsche Gedanke leitmotivisch miteinander verknüpft, was freilich bereits von seinen Zeitgenossen als ‚Illusion‘ (S. 306) erkannt und abgelehnt wurde. Seinem wissenschaftlichen Ruf hat dies nicht geschadet. Die Reichsgründung 1871 bedeutete für Droysen die Erfüllung eines politischen Traums, von dem er selbstbewußt befand, ihn nach Kräften mitgestaltet zu haben. Nationaler Überschwang gepaart mit einem gerüttelt Maß an Selbstbewußtsein muß heute seltsam in den Ohren klingen. So läßt Nippel keine Gelegenheit verstreichen, seine tiefen Antipathie gegenüber Droysen zu bekennen.

Die Lust am Bildersturm durchzieht diese Biographie wie ein roter Faden. Nippel setzt das historiographische Sezermesser mit Eifer an die zahlreichen „liebgewordene[n] Vorstellungen“ (S. 309) über Droysen, wie sie von seinen Schülern Otto Hintze und Friedrich Meinecke in die Welt getragen wurden und noch heute sein Bild mitbestimmen. Mit vielen Zitaten stellt er die vermeintlichen Unzulänglichkeiten seines ‚Helden‘ heraus, weist ihm einen gelegentlich „manipulativen Umgang“ mit seinen Texten nach (S. 154) und läßt ihn, weil er etwa in seiner Abgeordnetenzeit lieber im Hintergrund wirkte, als persönlich feige und intrigant erscheinen. Wo er kein direktes Fehlverhalten tadeln kann, kommt Nippel mit Ironie, Spott und Spekulation. Als im Verfassungsausschuß das gebührenfreie Studium diskutiert wurde, habe sich Droysen nicht zur Auffassung von Mohl, die geplante Dozentenbesoldung bedeute die Zerstörung des Privatdozententums als „Lebensfaden der Universität“, geäußert. „Hier hätte doch Droysen aus eigener Erfahrung einiges beisteuern, zum Beispiel über das freudenreiche und sorgenfreie Leben eines unbesoldeten Dozenten berichten können.“ (S. 124) Und weiter? Was Nippel mit dieser Szene anderes andeuten will, als einmal mehr Droysens angebliche Mutlosigkeit im parlamentarischen Diskurs zu belegen, wird nicht recht verständlich, eine Kontextualisierung unterbleibt, hier wie an vielen anderen Stellen. Ein „gutes Stück Wissenschaftsgeschichte“ (Joachim Eibach) sieht anders aus.

Angesichts seiner großen historiographiegeschichtlichen Erfahrung ist es schon erstaunlich, mit welch geringem Verständnis Nippel den Eigenheiten des 19. Jahrhunderts gegenübersteht. Das tritt besonders in den Passagen zu Droysens Religionsverständnis hervor. Im Spektrum des damaligen Protestantismus, zwischen aufgeklärt-verunftbestimmter, orthodox-pietistischer und liberaler Richtung neigte Droysen, wenn auch zuletzt mit beträchtlichen Vorbehalten, zur dritten Position. Mit dem liberalen Theologen Isaak August Dorner, seinem Kollegen an der Universität Kiel, stand er in freundschaftlichen Kontakt und tauschte sich über die Glaubensfragen der Zeit aus. Diesem für das gesamte wissenschaftliche Denken Droysens bestimmenden ideengeschichtlichen Strang wird nicht nachgegangen, dafür aber seine Vorstellung von der Theodizee als Aufgabe der Geschichtswissenschaft als „höherer Blödsinn“ und „geschichtsreligiöses Geraune“ abgetan (S. 51, 231). Die despektierliche Wortwahl läßt auf ‚religiöse Unmusikalität‘ schließen und unterstreicht die Attitüde des radikalen Aufklärers, den Nippel hier von der ersten bis zur letzten Seite gibt. Schließlich will er selbst noch das Verhalten des Althistorikers im Berliner Antisemitismusstreit ins Zwielicht tauchen, weil er sich anders als Mommsen

nicht mit Treitschke persönlich überwarf, sondern trotz konträrer Auffassung in der Sache weiterhin kollegial mit ihm verkehrte (S. 290).

Nippel antwortet auf die „hagiographische Schwärmerei“ eines Meinecke (S. 236) mit der Verhöhnung Droysens. Unbekannte Dokumente wurden dafür nicht erschlossen, nur das alte Material mit persönlich eingestandener „Befangenheit“ (S. 10) interpretiert. Leider ist das *historische Verstehen* dabei auf der Strecke geblieben. Der an saloppen Formulierungen reiche Stil und der auf Dauer gestellte Zorn des Autors gegenüber seinem Protagonisten wirken am Ende nur noch ermüdend. Ärgerlich sind zudem die ständigen Klammereinschübe im Text, die den Lesefluß stören und mit allem anderen den Eindruck verstärken, als sei das Werk mit heißer Nadel gestrickt. Hier wäre es die Aufgabe des Lektors gewesen, wenigstens stilistisch glättend einzugreifen. So aber hat sich der Beck-Verlag zum 200. Geburtstag eines markanten Historikers nicht besonders hervorgetan.

Gießen

Anne Chr. Nagel